
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 151. Bromberg, den 5. Juli 1931.

Jan im Feuer.

Roman von Else Meerstedt.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Und trotzdem klingelte Jan Jens am nächsten Abend um neun bei Tatjana Konovska an — —

„Mein kleiner Bruder!" rollte die Konovska, „wie habe ich Sie lange nicht gesehen . . . Weshalb sind Sie in Ihrem Reichtum so karg gegen eine Arme — — Sie haben ein Vaterland — einen ehrenwerten Beruf — es sind Frauen um Sie, die Sie vergöttern — und Sie haben ein Mädchen, das Sie liebt — —"

„Das weiß ich nicht —" sagt Jan Jens, verlegen ob des Wortschwalls, der ihn überschwemmt, wie eine Sturmwelle — „ich werde nicht klug aus ihr —"

Die Konovska sieht bleich aus. Ihre schwarzen Beerenaugen brennen. „Wir wollen die Karten fragen, Brüderchen — die Karten lügen nicht —"

Die Konovska hat die Lider über die Augen geschlagen, um Haß und Spott zuzudecken.

„Ich habe die, die Sie lieben, jetzt manchmal gesehen — allein —" Die Konovska lauscht.

Jan Jens weiß nicht, daß er zustimmend den Kopf bewegt — —

„Und doch ist sie nicht allein, Brüderchen!" Die Konovska hebt die Stimme — „Augenblicklich ist er nicht mit ihr in der gleichen Stadt — aber sie schreiben sich oft — lange Briefe — zärtliche Briefe — er spricht schon von Heiraten — Er ist ein großer Künstler — —" Die Konovska hat ihre Weisheit aus der Luft gegriffen, einem Mädel vom Theater liegt natürlich ein Künstler am nächsten. Aber sie hat richtig gegriffen — Jan Jens nickt wieder — — Und nun hat Tatjana Konovska eine Basis gefunden, auf der sie lügend ein geradezu phantastisches Gebäude errichtet.

Jan Jens schwindelt es. Er sieht dunkelrot aus . . . Und dann schiebt er mit seiner großen, breiten Seemannshand die Karten durcheinander: „Weiberkram! Ich sollte mich was schämen —!"

„Brüderchen!" Mit einer geschmeidigen Bewegung nähert die Konovska ihren Körper dem Jan Jens. Jan ist nicht flink im Denken, aber der Katzenvergleich liegt ihm doch zu nahe. Schleicht da nicht wieder solch ein Biest auf ihn zu, diesmal kein schwarzes, sondern ein größeres, geflecktes, wie sie in Afrika herumlaufen. — Mit einer Bewegung, als wäre er allein in seiner Schiffskabine, schiebt Jan Jens den Tisch zurück. „Brüderchen — —!" Zwei rosenblättrige Hände legen sich um seinen Hals — zwei Lippen sind bei den seinen — —

Da hat Jan Jens die Konovska im Genick bei dem feinen Spitzenkragen gepackt, wie eine Katze, und zieht sie von sich ab — —

Wortlos verläßt er die Stube mit der rotverschleierten Lampe — —

Draußen will er erleichtert aufatmen, aber daraus wird nichts. Der unverschämt helle Lichtkegel einer Taschenlaterne kriecht an der Tür der Konovska und an ihm auf und ab. Und eine Stimme mit einem deutlichen Vibrato sagt übermäßig freundlich: „Guten Abend, Herr Jens! Wieder einmal 'n büschen bei die Karten un die Kartenlegersche — —?"

Frau Antje Butenschön kam gerade von ihrem Freund, dem Käptn. Und weil sie gerechnet hatte, wie nur Frauen rechnen können, so hatte sie sich damals, als sie ihren Inlogierer das erste Mal nächtlicherweile erwischte, als er von der Kartenolsch kam, eine Taschenlaterne zugelegt, die sie wie eine Pistole auf alle Fälle bei sich führte. Und nun hatte losschießen können.

„Guten Abend, Frau Butenschön", sagte Jan Jens, noch ganz benommen. Er war von Natur aus kein Streitmacher und heute abend wäre er schon ganz und gar nicht auf Händel eingegangen. Er wußte, daß er Pech gehabt hatte, als ihn Frau Antje zum zweiten Male an dieser Stelle traf.

Und am nächsten Mittag wußte er, daß auch Fräulein Eva über seinen spätabendlichen Besuch bei der Konovska genügend orientiert war.

Ein paar Tage später schien auch der „große Kollege" Hans Heinemann wieder in Hamburg gelandet zu sein. Er hörte sein vollklingendes Schauspielorgan gedämpft neben seinem Fenster und dachte, daß so oder so doch alles verfahren war. Und die Konovska —? Sie hatte wohl dazugelogen. Aber ganz verlogen waren ihre Karten doch nicht — — Vielleicht war auch alles nur Zufall — — Jan Jens gab es auf, sich noch zurechtfinden zu wollen. Eines stand fest: mit der Nadel aus Afrikanien hatte seine Misere angefangen — —

*

Zwei nicht mehr ganz junge Witwen lebten ein Doppelleben. Sie umschwärmten den Jüngeren und ließen sich von den Älteren wärmen. In aller Ehrbarkeit natürlich nach dem Muster von Biedermeierkavalieren und ihren Partnerinnen —

Frau Rosa schaute jetzt recht oft bei Charly Dreier ein. So auf eine gemütliche Stippvisite, wenn er in seinem kleinen Laden war und Kundschaft bediente oder auf Kundschaft wartete.

„Das alles, womit Sie handeln, is mich so vertraut", meinte Frau Rosa, „un Sie mit, Herr Dreier. Das macht wohl, weil sich Schiffstaue um mein Leben winden, seit ich den seligen Grapengeter geheiratet habe — —"

„Es ist so schade", nahm Charly Dreier, der sich unter Frau Rosas Inspiration beinahe zum Redner entwickelte, das Wort, „daß eine so stattliche, jugendliche, vollschlanke Witwe nur immer von einem seligen, toten Gatten spricht. Wäre es nicht besser, Frau Grapengeter, Sie sprächen von einem seligen, lebenden Gatten — —?"

„Nee, nee, wie schenn Sie das wieder gesagt haben, Herr Dreier —!" Frau Rosa sieht, wie im Weihnachtsmärchen auf der Bühne, einen Brautschmuck über sich fallen und gleich daneben steht Jan Jens als Bräutigam. Sie sitzt wie in einem warmen Bade in einer wohldurchwärmten Bade-

stube. Es ist doch immer ganz ungeheuer gemütlich bei Charly Dreier. Man kommt sehr gern zu ihm und steht nicht wieder gern auf. —

„Bei Sie sitzt man wie in Schiffsteer, Herr Dreier — man kommt nich wieder hoch — —“

„Und doch is bei mir noch keine nüdliche, lütte Frau backen geblieben — —“ Charly Dreier sieht beinahe ein bißchen melancholisch aus — —

„Das kann ja noch kommen, Herr Dreier! Sie sollten einmal zu die Kartenolsch in die erste Etage gehen — —“

Da hat sich Charly Dreier von Frau Rosa abgewandt und spuckt sicher und kunstgerecht durch den Tauring: „Das ist sie mir wert —! Und das sollte lieber jeder andere auch tun, als dort sein gutes Geld lassen. — —

„O Gott, o Gott — Sie können ja ordentlich wütend werden, Herr Dreier — —?“

„Ich habe nur Temperament!“ sagt Charly stolz.

Frau Rosa nickt mit dem Kopfe und schaut Charly Dreier bewundernd an. Die netten, älteren Herren haben doch alles, was die jüngeren nicht haben. Temperament hatte dieser ansehnliche, kavalierige Herr Dreier auch noch!

„Aber es gehen doch wirklich so viele zu düsse Konovska, Herr Dreier, sogar auch welche von Ihr Geschlecht — —“

„Weil — ja weil — —“ Charly Dreier hatte auf die hinweisen wollen, die nicht auszuroden waren. Aber dann hätte er Frau Rosa mitgetroffen. Das war nicht angängig. „Ich will Ihnen einmal was sagen, Frau Grapengeter. Ich verstehe das Kartenlegen genau so gut, wenn ich auch nichts davon verstehe. Das will ich Ihnen beweisen . . . Ich will Ihnen zeigen, wie's gemacht wird.“

Und schon animiert Charly Dreier Frau Rosa, drei Häufchen abzuheben — zu sich hin . . . Er hat Frau Rosa auf einen kleinen Holzstuhl an einen kleinen Tisch genötigt, der durch Tauwerk verborgen hinter der Tonbank steht, und beginnt die Karten aufzulegen:

„Sie sind auf dem Wege zu einem großen Glück — es sind aber noch kleine Verzögerungen dazwischen — sie kommen durch eine Frau, die Ihnen im Wege steht — — Sie suchen Ihr Glück bei einem Manne, der tüchtig und arbeitsam ist und zu Ihnen paßt — er denkt sehr oft an Sie — — er besitzt keine Reichtümer, aber ein gutes, edles Herz — —“

„Nee, Herr Dreier, wo wissen Sie denn das bloß allens her — es stimmt — es stimmt, wie bei der Kartenlegersche —“

Charly Dreier macht ein etwas bedebbertes Gesicht wegen der Glückssuche Frau Rosas. Wenn sie ihn nicht sucht, worüber sie sich noch nicht ausgelassen und ihm auch noch keine Anhaltspunkte gegeben hat, dann sucht sie einen andern — — und das wäre nicht gut für Charly Dreier, wo er sich doch schon so an Frau Rosa gewöhnt hat —

Er wird denn auch entsprechend still, und Frau Rosa ist es ebenfalls geworden.

„Nichts, gar nichts weiß ich“, sagt er nach einer Weile in die Atmosphäre von Tauwerk, Teer und einschlägigen Dingen — „Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß die im ersten Stockwerk schwindelt — ganz unverschämt schwindelt. Wir suchen wohl alle das Glück — und jeder hat einen oder eine, hinter dem sie her oder hinter der er her läuft — — Es hat's niemand leichter als die Kartenlegersche —“

„Hem Se —hem Se, Herr Dreier, auch jemand, hinter dem Sie herlaufen —?“ Frau Rosas Stimme ist leise und zaghaft. Sie hat Angst vor dem Ja, das kommen könnte.

„Reden wir nicht darüber,“ sagt Charly Dreier.

Und dann ist es wieder ganz still. Minutenlang. So daß man genau die Melodie hören kann, nach der ein dicker Brummer zwischen dem Bindgarn einherschwebt — —

Sollten die Ohrfeigen von das schwarze Biest, für die ich meine Kurantmark auf den Tisch lege, auch Schwindel sein? denkt Frau Rosa benommen.

„Man wird ganz verbiestert bei düsse Hitze,“ sagt Frau Rosa nach einer Weile. Aber die Hitze war es ganz gewiß nicht, von der Frau Rosa verbiestert war. Viel eher der Zwiespalt, der recht ansehnlich in ihr klaffte. Sie wußte in diesem Moment wahrhaftig nicht, sich selbst unterzubringen. Wollte sie nun auf düsse Seite, oder auf jene Seite — — Auf jeder Seite stand ein Mann — ein netter Mann. Man hat es nicht leicht, dachte Frau Rosa. Und dann fragte sie etwas, was sie gar nicht hatte fragen wollen. Worauf ihr die Antwort ganz gleichgültig war — — Sie sagte nur, um etwas zu fragen, und wieder zu einem Faden zu gelangen, der abgerissen war: „Ernährt nun Ihr Geschäft seinen Mann, Herr Dreier?“

Charly Dreier stutzte. Er spitzte die Ohren, wie der Hase im Kohlfeld. Und dann holte Herr Dreier etwas, was Frau Rosa seinerzeit geholt hatte, als sie damit und mit einem seidenen Hosenanzug einem jungen Mann hatte imponieren wollen: Eine Sammelmappe! Nicht so pompös aufgemacht, wie die von Frau Rosa. Man konnte nicht auf Kunstblätter schließen, wohl aber auf allerlei Papiere, die mit Geld zusammenhingen.

Und wie Frau Rosa ihre Mappe vor Jan Jens aufgeschlagen hatte, so schlug er die seine vor Frau Rosa auf. Und Frau Rosa bewies ein größeres Interesse an Charly Dreiers Papieren, als Jan Jens an den ihren bewiesen hatte.

„Süh, süh, Herr Dreier — das is ja nett,“ sagte sie — „man sollte gar nicht meinen, was son lütten Laden inbringen kann. Da könnte man Sie ja mit gutem Gewissen mit die Miete steigern . . . Un'n eegen Hus hem Se och. Nee, Herr Dreier, das merkt man Se wirklich nicht an — immer so bescheiden — immer so sachte hin — — Ja, die Solidität, das is noch was von früher — un's große Wort hem, das is was von heute — —Ja, Herr Dreier, so is das — — —“

Und noch einer in dem schmalen, hohen, spitzgiebeligen Hause am Hafen hatte das Wort verbiestert in seinem Wortschatz. Käptn Bradhering, dem der Segen dieses ausgesucht heißen Sommers aus erster Hand zuteil wurde. Es ging nun schon stark auf den Herbst zu, aber noch immer flaute die Hitze nicht ab. Man könnte rein verbiestern, wenn — ja, Käptn Bradhering hatte noch ein Wenn dabei — wenn Frau Antje Butenschön nicht eine so nette Pflegerin gewesen wäre. So wußte man wenigstens, warum man schwitzte, was das Zeug hielt. Und Käptn Bradhering fand sich sogar damit ab, daß so vieles, schönes, heißes Grogwasser vergeudet wurde auf Wärmbuddels — —

Wenn ihm dann die lütte, pummelige Frau Antje bei dreiundzwanzig Grad Reaumur im Schatten noch einen kochheißen Wärmbuddel in den Rücken schob, so ließ sich das zwar zuerst hart an — aber wenn sie sich gleich darauf neben seinem Bett in den Ohrenklappensessel fallen ließ, dann konnte man jede Temperatur ertragen, die einen nicht gerade selbst zum Schmelzen brachte — —

„Ich liege heute wieder wie auf dem Grill,“ sagte Käptn Bradhering höchstens einmal. —

Und schon nahte sich ihm ein Taschentuch, das gut nach Kölnisch Wasser roch, und griff lindern in seine Beschwerden ein — — Wenn doch dieser Bengel von Stüermann erst sein Examen hinter sich hätte und machte, daß er wieder nach draußen kam. So mit ner Heuer für zwei, drei Jahre in der Tasche, dann konnte man selbst ans Aufstehen denken — —

Frau Antje wünschte das auch manchmal. So wurde sie ihres Lebens nicht recht froh. Das heißt, sie meinte nur, daß sie ihres Lebens nicht froh würde. Sie war schon recht vergnügt, seit sie Käptn Bradhering insofern nähergerückt war, als sie ihn betreute, und seine Galanterien und seine Bewunderung genoß. Und es war eigentlich nur weiblicher Eigensinn, daß sie sich noch immer auf Jan Jens kaprizierte. „So viel Hunde an einem Knochen,“ dachte sie manchmal, wobei Jan Jens als Knochen gerechnet war. Und sie zählte ab: die Grapengeter'sche mit ihrer überkandidelten Tochter, die Kartenolsch, ihre Evi und sie selbst — das waren ihrer fünf, die sich Hacken und Zehen nach einem abliefen. Bei Käptn Bradhering, das wußte sie, würde sie die einzige sein — —

Diese Erkenntnis und der sichere Rückenhalt durch Käptn Bradhering stimmte sie milder gegen Jan Jens. Der Küchenzettel, der lange Zeit im Zeichen des Abgebautseins gestanden hatte, bewegte sich jetzt wieder in aufsteigender Linie, was so zu verstehen war, daß Jan Jens jetzt die gleiche „Krankenkost“ bekam wie Käptn Bradhering. Kasseler Rippe, schön saftig, so was von 'nem ohlen Swin, gut gepökelt und gut geräuchert, Eier in die Pfanne geschlagen mit Speck drauf. Der Hamburger weiß schon, womit er Herbstwetter und was es im Gefolge hat, abwehren kann.

Frau Antje schaute auch mal nach Jan Jens Wäsche und stopfte ihm, wenn der Dienst bei Käptn Bradhering und ihr Kuriositätenlädchen ihr Zeit dazu ließen, hin und wieder ein Loch im Strumpfe. Da konnte es ihr allerdings noch passieren, daß sie wehmütig auf die derben, grauwollenen Seemannssocken heruntersah: Dieser Jan Jens war doch 'n hübschen, netten Kirl — nur schade, ein bißchen zu jung für gereiftere Leute und gereiftere Ansichten — —

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Wachtmeister das Glück erjagte.

Eines schönen Frühlingstages wurde der Wachtmeister Clarac von der Motorfahrerabteilung der Pariser Polizei zu seinem Vorgesetzten gerufen: „Sie werden mit Ihrem Rad auf einige Zeit draußen nach einem Vorort kommandiert, um endlich der überhandnehmenden Raserei der Autofahrer ein Ende zu machen. Sie müssen also rücksichtslos durchgreifen!" Der Wachtmeister Clarac trollte sich. Er war noch jung und dementsprechend eifrig. Bis ihn eines Tages einer der Väter der Vorortgemeinde vertraulich zur Seite nahm: „Mann, Ihr Eifer freut uns, aber er jagt uns ein wenig Schrecken ein. Sie bringen es schließlich noch fertig und zeigen auch Fräulein Morel wegen Überschreitung der Höchstgeschwindigkeit an. Das ist nämlich die Tochter unseres reichsten und maßgebendsten Mitbürgers. Falls also ein roter Sportwagen an Ihnen vorüber fährt, so lassen Sie die Lenkerin ungeschoren." Der Wachtmeister hörte die väterliche Mahnung schweigend an, obwohl sie ihm nicht im geringsten zusagte. Einen Tag später stand Clarac an einer Ecke neben seinem Rad, als der angekündigte Sportwagen staubwirbelnd vorüberbrauste, hart an entsetzten Fußgängern vorbei, die sich eben noch in Sicherheit bringen konnten. Zwei Sekunden später saß der Wachtmeister auf seinem Motorrade und raste hinterher. Drei Kilometer weiter hatte er den Wagen eingeholt und die Fahrerin zum Halten gezwungen. Die junge Dame mit dem einflußreichen Vater machte ein grimmiges Gesicht. Clarac war höflich: „Ich bedaure außerordentlich, Sie mit zur Wache nehmen zu müssen." Der Tonfall duldete keinen Widerspruch, und eine Viertelstunde später hielt Fräulein Morel ihren Strafbefehl in der Hand. Sie war wütend, und doch bewunderte sie gleichzeitig den Wachtmeister, der es gewagt hatte, sie auf die Wache zu schleifen. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, und schließlich gab sie Clarac impulsiv die Hand: „Keine Feindschaft deshalb!" Dieser Händedruck wurde zum Erstaunen der Einwohner in den nächsten zwei Wochen täglich erneut, wenn der Wachtmeister Dienst hatte und die jungen Dame ihn traf. Und das Ende vom Liede: Vor ein paar Tagen verhaftete Fräulein Morel den Wachtmeister Clarac und legte ihm für immer Fesseln an. Was der reiche alte Herr Morel zu seinem unerwarteten Schwiegersohn sagte, ist unbekannt. Wahrscheinlich gar nichts, denn seine Tochter führt das Wort.

Lord Byron fährt nach Griechenland.

Erzählung von Kasimir Edschmid.

In dem Jahre, da Byron sich entschloß, statt Bücher zu schreiben, Griechenland mit einer Division Soldaten zu befreien, nahm er Fühlung mit dem englischen Komitee, das sich zum gleichen Zwecke gebildet hatte und ihm nach Genua, von wo er aufbrach, eine Druckerpresse sandte, um an Ort und Stelle Aufrufe an eine Nation zu verfassen, die zu vier Fünfteln nicht lesen konnte.

Georgy Byron rüstete ein Schiff aus und fuhr mit einem Stabe von englischen Offizieren, darunter Captain Brown und Trelawney und dem italienischen Grafen Gamba, dem Bruder seiner Freundin Therese Guiccioli, nach Cefalonia, dem Hauptpunkt der Inselgruppe, die sich von den Türken schon abgelöst hatte und unter englischem Protektorat eine jonische Republik bildete.

Hier blieb Byron, angesichts des Festlandes und Missolonghis, des von den Türken fast umzingelten, bedrohtesten Punktes Griechenlands, Monate, um die Verhältnisse so genau zu studieren, wie Napoleon es nicht reiflicher und wie Cäsar es nicht entschlossener getan hätte.

Erst als er die Strategie der Situation ganz übersah, entschloß er sich, nach Missolonghi zu fahren. Gamba und Brown fuhren auf einem Transportschiff mit Pferden, Munitionen und Kanonen, Byron reiste auf dem „Mistico", mit Trelawney unter neutraler jonischer Flagge. Wegen der kreuzenden türkischen Flotte mußten sie einen Riesenumweg um die Insel Zante herum machen und tief südlich unter Missolonghi halten.

Als sie die Westküste des Peloponnes auf Missolonghi zu ansteuerten, stand Trelawney auf der Brücke und beobachtete unausgesetzt das Meer. Plötzlich nahm er das Glas von den Augen. „Verflucht. Wie heißt die Halbinsel?"

„Clarentsa", sagte der Kapitän, der gerade vom Hinterdeck kam.

Sie sahen um die Spitze der Bucht einen flachen Schatten schießen.

„Wollen Sie mir Ihr Glas einen Augenblick leihen?"

„Was ist es, Kapitän?"

Der Kapitän stand breitbeinig da und visierte langsam und ohne Eile. „Nichts Besonderes." Er ging nach dem Hinterdeck und sprach eine Weile auf die Schiffsleute ein. Daraufhin arbeitete plötzlich der Mann am Ruder wie ein Tobsüchtiger. Viele Signale knatterten zu gleicher Zeit. Dann brach ein Rudel von zwanzig Matrosen über das Deck.

Georgy kam die Treppe von seiner Kajüte herauf.

„Ich nehme an, Lord Byron, daß wir einem Türken in die Arme sausen", sagte Trelawney, „obwohl der Kapitän uns einen Schwindel vormacht."

„Wenn es Türken sind, wette ich, daß sie sich um unsere jonische Flagge so wenig wie um mein Sacktuch kümmern."

Das Schiff wendete mit aller Kraft. Währenddessen stand ein Matrose an der Reling und gab mit zwei Flaggen Signale nach dem Transportschiff.

„Arme Kerle", sagte Byron, der an Gamba und Brown dachte. Das Lastschiff machte verzweifelte Anstrengungen, zu stoppen und herumzulegen.

„Glücklicherweise haben sie nur achttausend Dollar bei sich."

„Und ihre Haut, Trelawney."

Es war ziemlich sicher, daß jenes Transportschiff nicht rasch genug herumkam. Der Türke schoß wie ein Sandhai auf das schwere Boot zu. Man konnte im Glas die weiße Säule sehen, die sein Bug vorn aufwarf.

Der Kapitän maß dauernd den Abstand zwischen dem „Mistico" und dem türkischen Kanonenboot. Als er Byron sah, kam er auf ihn zu. „Ich halte jetzt Kurs auf Cefalonia. West-Nord-West. Wenn wir Glück haben und der Türke nicht aufkommt, kann ich in zwei Stunden wieder nach Osten umschlagen lassen. Das heißt, wir machen dann geraden Kurs auf Missolonghi."

„Sie sind doch aus Ithaka?"

Der Kapitän nickte.

„Ich hoffe, Sie sind sich klar, was auf dem Spiele steht."

Der Grieche nickte.

Der Türke feuerte jetzt ein paar Schüsse ab. Sie konnten sehen, wie das Lastschiff beidrehte. Das Kanonenboot hielt sich aber nicht dabei auf, sondern setzte die Verfolgung des „Mistico" fort. Nach einer halben Stunde zeigte es sich jedoch, daß es zurückblieb. Es drehte auch bald um und fuhr wieder auf das Transportschiff zurück, mit dem es östlich in den Golf von Patras verschwand.

Georgy ging mit einer Falte auf der Stirn hin und her. Die Muskelbänder um sein Kinn strafften sich.

„Wenn sie die Munition nicht hätten, wäre es nur ein netter Ausflug", meinte Trelawney.

„Was meinen Sie, Kapitän", fragte Georgy stehen bleibend und den Griechen fest musternd, „werden die da die Flagge auf dem Flaggschiff respektieren?"

„Kann sein, Sir", erwiderte der Kapitän, „es hängt von ihren Launen ab."

„Vielleicht rettet sie die Druckerpresse", meinte Georgy grimmig. „Sie ist nämlich nicht verpackt."

Nach einer Stunde wurde der Wind sehr heftig. Sie waren ziemlich östlich, gegen Abend auf der Höhe von Pa-

tras, genau auf der Mitte des 38. und 39. Breitengrades, am Eingang des Kanals von Korinth. Missolonghi lag östlich nicht weiter als dreißig oder vierzig Meilen. Sie konnten die Küste über dem Blau der Bucht sehen, hingemalt aus einem Pfirsichrosa, das der Sturm nicht im geringsten trübte. Die Bergspitzen standen zu Hunderten scharf und leicht über dem Festland in der Höhe. Dazwischen lagen breite Schneehäupter. Als Byron sich umwandte, sah er über dem grünen Küstenland des Peloponnes den breiten Schneerücken des Olymp.

Das Schiff kämpfte bei strahlendem, metallisch klarem Himmel mit einem Wind von Stärke acht, der ihm einen Horizont von kurzen, hohen Wellen entgegenwarf. Nach einiger Zeit wurde es so weit gegen die Küste getrieben, daß der Kapitän wieder wenden ließ.

Die Sterne kamen dicht herunter, das Schiff schien in einem Saal zu fahren.

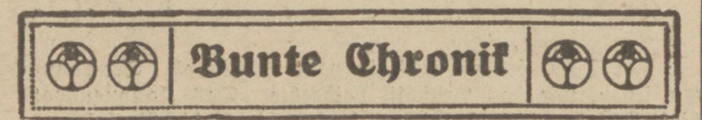
„Am Tage würden Sie jetzt Missolonghi sehen können, Sir", sagte der Kapitän, „aber hol mir der Teufel diese Fahrt, ich muß jetzt wieder davon abhalten, sonst sind wir morgen auf die Klippen gespießt."

Der „Mistico" schaffte sich in einem Haken um die Schärenwände herum, mit denen die kleinen Fjorde gespickt waren, und suchte nördlich eine kleine Bucht, in die er wie ein Spielzeug hineinbugsiert wurde. Der Wind blies drei Tage lang, ohne sich zu ändern. Sie lagen vor Anker und langweilten sich.

Byron machte sich Sorge um das Schicksal Gambas und der anderen Leute auf dem Lastschiff. Es war doch eine traurige Geschichte, daß er, wo er die griechische Sache nun fest angepackt hatte, so lächerlich in einen kleinen Fischerhafen gesetzt wurde; heftiger als je im Leben empfand er die Hilflosigkeit der Lage. Er vermochte Gamba nicht zu helfen und konnte nicht weiter. Er hatte gelernt, abzuwarten und eine bestimmte begrenzte Untätigkeit ruhig zu ertragen. Aber er hätte nicht gedacht, wie viel schwerer es war, Geduld zu bewahren, wenn man Verantwortung für Sachen und Menschen trug.

Am vierten Tage konnte der „Mistico" endlich auslaufen, ohne von der tollen See an die Klippen geworfen zu werden. Nach einer Stunde kam ein Kanonenboot in die Nähe und wechselte die Signale. Sie kreuzten eine Weile mit ihm südlich, bekamen aber auf einmal wieder heftigen Wind, diesmal vom Lande. Der „Mistico" wurde kurz vor der Einfahrt an eine Sandbank gedrängt und blieb dort eine Nacht hängen.

Erst am nächsten Morgen kam ein Kutter, in dem Gamba und Brown saßen, die von den Türken freigelassen worden waren, und eine Stunde später betrat Byron, tief aufatmend, endlich und endgültig den Boden Griechenlands, auf dem er ein Vierteljahr später sterben mußte.



Bunte Chronik

*** Polizeiwillkür in alter Zeit.** In Zeiten, die wie die jetzige mit ihrer Wirtschaftsnot auf weiten Kreisen schwer lasten, ist es ganz nützlich, sich ab und zu die Zustände in der sogenannten guten alten Zeit ins Gedächtnis zurückzurufen. Man wird dann finden, daß heute doch vieles besser ist als damals, wo Polizeiwillkür noch in zahlreichen Staaten Orgien feierte. Namentlich in Frankreich vor der Revolution war niemand vor Übergriffen sicher, wenn Beamte der Polizei oder Verwaltung ihre rein persönlichen Wünsche durchsetzen wollten. So wurde einst in Marseille ein Theaterstück so oft gegeben, daß die Besucher des Musentempels dringend einen Programmwechsel verlangten, der schließlich auch von der Leitung zugestanden wurde. An dem Tage, als das neue Stück zum ersten Male aufgeführt werden sollte, bekam der Bürgermeister der Stadt den Besuch einer befreundeten Dame aus Aix, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, das alte Stück zu sehen. Deshalb ordnete der Stadtgewaltige kurz vor Beginn der Vorstellung dessen Aufführung an. Das Publikum, dem diese Abänderung des Programms nicht mehr rechtzeitig bekannt gemacht werden konnte, gab seinem Unwillen lauten Ausdruck. Darob erboste sich der Bürgermeister und ließ gegen die Unzufriedenen die Theaterwache einschreiten. Als diese jedoch von dem empörten Publikum hart bedrängt und aus dem Saale getrieben wurde, bot das Stadtoberhaupt Militär auf, das den Ausgang des Zuschauerraumes besetzte und gegen die eingesperrte Menge das Feuer eröffnete. Ein entsetzliches Blutbad wäre entstanden — so gab es „nur" drei Tote und mehrere Verwundete —, wenn nicht ein unter den Zuschauern befindlicher Offizier dem Morden Einhalt geboten hätte. Zum Dank dafür wurde er später bestraft, während der Bürgermeister ohne jede Strafe ausging.

*

*** Ein deutscher Robinson Crusoe in Nordaustralien.** Ein australisches Blatt weiß Merkwürdiges über einen deutschen Robinson Crusoe zu berichten, der seit zwanzig Jahren, abgeschlossen von aller Zivilisation, auf einer Kokosnußpflanzung bei Casuarina Beach in Nordaustralien leben soll. Angeblich handelt es sich um einen ehemaligen deutschen Stabsoffizier, der jetzt zum Naturmenschen geworden ist und nur eine verschossene Decke auf seinem schwarzgebrannten Körper trägt. Vor zwanzig Jahren tauchte er eines Tages voll großer Pläne bei Darwin auf und siedelte sich auf einer Insel an, die bis dahin kaum von einem Weißen betreten worden war. Den wenigen, denen er Vertrauen schenkte, verriet er, geheime Pflanzverfahren würden ihn in die Lage versetzen, ganz erstaunliche Erfolge zu erzielen. Tatsächlich begann er auch auf der Insel, die nach Ansicht Sachverständiger gar nicht dazu geeignet war, Kokospalmen zu pflanzen. Man kümmerte sich nicht um ihn und er geriet rasch in Vergessenheit. Ganz zufällig besuchte kürzlich ein Australier die Insel und war erstaunt, auf ihr eine beinahe schon Früchte tragende Kokospflanzung zu finden. Er kam mit dem Deutschen in Berührung und erfuhr von ihm, daß dieser in ständiger Furcht lebte, die Eingeborenen von den Nachbarinseln könnten ihn seiner Kokosnüsse berauben. Deshalb lag er seit Jahren Tag und Nacht auf der Lauer, um seine Palmen zu beschützen. Kurz vorher hatte er zum ersten Mal in seinem Leben einen Flieger gesehen. Dieser mußte in der Nähe seiner Pflanzung landen, und der Einsiedler hielt schon seine Flinte schußbereit, um seine Kokosnüsse zu schützen. Er schien auch froh zu sein, als der seltene Besucher ihn bald wieder allein ließ.

Lustige Rundschau



Freigebig.



„Herr Nachbar, könnten Sie mir vielleicht mit einem Regenwurm unter die Arme greifen?"
„Einen halben will ich Ihnen ganz gern abtreten!"

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.